

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 28 (2021)
Heft: 3: Fürsorge und Selbstermächtigung = Assistance et autonomisation de soi

Buchbesprechung: Allgemeine Buchbesprechungen = Comptes rendus généraux

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Buchbesprechungen

Comptes rendus généraux

Eva Bachmann
Die Macht auf dem Gipfel
Alpentourismus und Monarchie
1760–1910

Wien, Böhlau, 2020, 290 S., € 40,- / Open Access (PDF)

Geschichte ist meist vielfältiger und ambivalenter, als es auf den ersten Blick scheint – diese etwas lapidare Feststellung kommt einem in den Sinn, wenn man bei der Lektüre von Eva Bachmanns Dissertation zur Kenntnis nimmt, dass die seit dem 18. Jahrhundert weitverbreitete Vorstellung, die Alpen seien ein Hort des Republikanismus, im 19. Jahrhundert ergänzt wurde durch das Bild von den Alpen als Reisedestination und Aufenthaltsort von Monarch/-innen. Bachmann rekonstruiert auf einer vielseitigen Quellenbasis (Egodokumente, Zeitungsartikel, administratives Material, fallweise Gerichtsakten) und mithilfe einschlägiger Literatur die Reisetätigkeiten der britischen und der italienischen Königsfamilie und beschreibt detailliert jene Touren und Unternehmungen, die die Monarchinnen und Monarchen in die Alpen führten. Einige der vorgestellten Akteur/-innen – vor allem aus dem italienischen Königshaus – wurden im Verlauf der untersuchten Periode zu eigentlichen Alpenikonen, die Wilhelm Tell durchaus das Wasser reichen konnten. Besonders ausgeprägt geschah dies in jenen Bergregionen, wo sich die italienischen Könige und Königinnen seit der Gründung der Monarchie 1861 regelmäßig aufhielten. Von Vittorio Emanuele II. über Umberto I. bis Vittorio Emanuele III. richteten sich alle Regenten in ausgewählten Tälern ihres Reiches Jagdreviere ein. Auch die Regentinnen – Margherita und

Elena – verbrachten allein oder mit ihren Ehemännern Zeit in den Bergen. Erstere scheint richtiggehend vernarrt in diese Regionen gewesen zu sein. Sie reiste regelmäßig hin und unternahm eine Vielzahl von Wanderungen und Hochgebirgstouren. Über die Jahrzehnte entstanden durch die vielen königlichen Aufenthalte stabile Beziehungen zu den besuchten Ortschaften. Die Monarch/-innen spendeten Geld und investierten in den Ausbau der Infrastruktur. Im Gegenzug wurden sie jeweils feierlich und mit den passenden Ehrerbietungen von der lokalen Bevölkerung empfangen. Aus dem Dorf Cogne im Aostatal beispielweise ist ein Gedicht für König Vittorio Emanuele III überliefert: «Dem Königlichen Jäger bieten wir untertänigst an [...] die Majestät unserer Gipfel und die unveränderliche Anhänglichkeit unserer Herzen.» Seinem Grossvater wurde in Aosta eine Statue errichtet. Tell hätte sich im Grab umgedreht.

Etwas anders sah die Alpenbeziehung des britischen Königshauses aus – und Dank dem klaren Vergleichsdesign von Bachmanns Studie treten die Unterschiede deutlich zutage. Die Alpenbegeisterung war auf der Insel bereits etabliert, als sich die ersten Mitglieder der königlichen Familie auf Reisen dorthin begaben. Zunächst absolvierten sie vorwiegend Bildungsreisen, die sich an der üblichen Grand Tour mit den entsprechenden Stationen in der Schweiz und Italien orientierten. Sie traten also quasi in die Fussstapfen ihrer Landsleute. Dazu gehörte auch, dass einige Regenten – Prinzgemahl Albert und Edward VII. – in jungen Jahren von ihren Eltern auf diese Unternehmungen geschickt wurden mit

der expliziten Absicht, sie körperlich und mental zu fordern und zu formen. Die Vorstellung, in den Bergen könne ein Mann zur Reife gelangen, war auch dem italienischen Königshaus nicht fremd. Weil hier die Alpen zum Territorium der Monarchie gehörten, waren sie allerdings weniger exotisch, und entsprechend vertrauter und alltäglicher war die Begegnung mit den Bergen. Nicht selten wurde beispielsweise im Zelt übernachtet.

Besonders ausgiebig ist die Quellenlage in Bezug auf die Reisen von Prinzessin Caroline und Queen Victoria. Erstere setzte sich während mehrerer Monate von England und den Konflikten mit ihrem Mann ab und tourte dabei durch die Schweiz und Italien. Letztere verbrachte während einer persönlichen Krise 1868 mehrwöchige Ferien in Luzern, von wo aus sie eine Vielzahl von Ausflügen unternahm. Bei beiden von Bachmann sorgfältig beschriebenen Unternehmungen zeigt sich besonders ausgeprägt, was auch in vielen anderen königlichen Alpenreisen anklang: Die Berge wurden als Rückzugsmöglichkeit genutzt, als Ort, wo sich die Mitglieder der Königshäuser von den Pflichten ihres Alltags erholen und wieder zu Kräften kommen konnten. Mit diesem Bild von den Bergen als Gegenwelt sind wir heute noch bestens vertraut.

Kulturgeschichtlich interessant, von Eva Bachmann allerdings nicht weiter erörtert, ist das Zusammengehen von Prestige und Macht, die den Repräsentant/-innen einer Monarchie zugeschrieben wurden, und dem allgemeinen Verständnis für ihr Bedürfnis, sich aus ebendieser Funktion zeitweise zurückzuziehen. Eine weitere Ambivalenz zeigt sich in der Gleichzeitigkeit von republikanischem Geist und Huldigung gegenüber Monarch/-innen. Victorias Aktivitäten in Luzern wurden von der lokalen Presse mit grossem Interesse, ja einer eigentlichen Erregtheit verfolgt. Im Übrigen kennen wir solche Widersprüch-

lichkeiten von den alpinen Gesellschaften selbst. Auch da gingen Landsgemeinde und oligarchische Strukturen Hand in Hand. Und während lokale Selbstbestimmung hochgehalten wurde, konnte sich gleichenorts der Einflussbereich sogenannter Dorfkönige ausdehnen. Die republikanische Gleichheit, könnte man verallgemeinernd sagen, generiert eben auch ein Bedürfnis nach Konturen.

Beim Lesen von Bachmanns Studie fällt einem auf, dass die Monarchien viel mehr als die Republiken Frauen die Gelegenheit boten, diese Konturen, das «Herausragende» zu verkörpern. Nach der Schweizerreise von Queen Victoria beispielsweise wurden landauf landab Hotels nach ihr benannt. Ein weibliches Pendant zu Tell hingegen fehlt, und die Landsgemeinden hatten bekanntlich nur schon mit dem Frauenstimmrecht ihre liebe Mühe.

Es ist schade, dass solche polit- und kulturgeschichtlichen Aspekte von Eva Bachmann nicht gezielter anvisiert und ausführlicher besprochen werden. Immerhin bilden sie den Kern ihrer Fragestellung, sie selbst platziert die Studie im Schnittbereich von Alpen-, Tourismus- und Monarchieforschung. Die Vermutung liegt nahe, dass die Aufbereitung der heterogenen Quellenbestände und das Erfüllen des Studiendesigns – der Vergleich zweier doch sehr unterschiedlicher Königshäuser – den Grossteil der Arbeitsenergie der Autorin absorbiert haben und sie deshalb beim deskriptiven Duktus geblieben ist. Tatsächlich ist dieser Aufwand als grosse Leistung zu würdigen. Sie ermöglicht uns Leser/-innen, aus dem präsentierten Material eigene, weiterführende Fragestellungen zu generieren und Hypothesen zu formulieren. Ausserdem liegt als Anschlusslektüre ein Titel vor, der Bachmanns Untersuchung zu den Alpenbezügen der britischen und italienischen Monarchie in einen grösseren Kontext einbettet. Zusammen mit Jon

Mathieu und Ursula Butz hat sie nämlich 2018 das Überblickswerk *Majestätische Berge. Die Monarchie auf dem Weg in die Alpen 1760–1910* publiziert. Dort kommt auch der zweite Teil des gleichnamigen SNF-Projekts zur Sprache, die Ostalpen. Gut möglich, dass mit der geografischen Erweiterung die Geschichte noch vielfältiger wird.

Rahel Wunderli (Möriken)

Heinrich Hartmann
Eigensinnige Musterschüler
 Ländliche Entwicklung und
 internationales Expertenwissen
 in der Türkei (1947–1980)

Frankfurt, New York, Campus, 2020, 460 S., € 49,-

Transnationale und globale Entwicklungen stehen im Mittelpunkt der neuesten Forschungen zur Geschichte des 20. Jahrhunderts. Gerade jüngere Forscherinnen und Forscher wenden sich entschlossen vom nationalhistorischen Paradigma ab und entdecken die vielfältigen grenzüberschreitenden Verflechtungen, die dafür gesorgt haben, dass die Welt in den letzten 250 Jahren immer enger zusammengedrückt ist. Die Studie des Basler Historikers Heinrich Hartmann ist ein Beispiel für diese Neuorientierungen und die Habilitationsschrift zeigt geradezu exemplarisch aktuelle Vorteile, aber auch methodische und thematische Probleme einer solchen.

Das Buch untersucht die vielfältigen Interventionen auswärtiger Experten in den ländlichen Regionen der modernen Türkei von den 1930er- bis in die 1970er-Jahre. Es behandelt exemplarisch Aufstieg und Krise einer international geprägten Wissens- und Expertenkultur über Agrarwirtschaft, Dorfstrukturen und ländliche Verhaltensweisen in sogenannten rückständigen Regionen der Welt. Dazu

wurde auch das ländliche Hinterland der kemalistischen Türkei gezählt. Dort lebte im Untersuchungszeitraum die zunächst überwiegende, dann kleiner werdende Mehrheit der Bevölkerung des neu gegründeten Nationalstaats, der sich bei seiner «Aufholjagd» aus traditionsgeprägter «Rückständigkeit» entschieden an europäischen Vorbildern und Fortschrittsnormen orientierte. Ausländische Experten wurden gezielt ins Land geholt beziehungsweise gelassen, zum einen um als geschätzte Ratgeber bei den Entwicklungsprogrammen und Fünfjahresplänen mitzuwirken, zum andern um als bloss geduldete Begleiter internationale Entwicklungshilfe in Form von Kapital und Wirtschaftsgütern ins Land zu lenken. Hartmann hat diese grenzüberschreitende Geschichte von Expertenwissen vor allem aus US-amerikanischen und deutschen Archiven sowie aus den Beständen der internationalen Organisationen (UNO, UNESCO, FAO) rekonstruiert. Die türkische Seite ist durch einige Tageszeitungen und ein Privatarchiv (eines türkischen Sozialwissenschaftlers) vertreten, hier stützt sich die Studie auf die Auswertung der umfangreichen nationalgeschichtlichen Studien türkischer Autoren.

Das Buch folgt streng chronologisch den Wechselfällen auswärtiger Expertisen über die türkische Landwirtschaft und die Menschen, die hauptsächlich von ihr lebten, und in vier Grosskapiteln entwickelt sich so die im Detail wechselvolle Geschichte entwicklungspolitischer Interventionen und «Missionen» deutscher, US-amerikanischer und türkischer Sozialwissenschaftler auf der Suche nach den Wegen, das «anatolische Dorf» zu modernisieren. Im Gepäck hatten sie recht unterschiedliche Leitideen: Sie plädierten für die Steigerung der Agrarproduktion und -produktivität durch Traktoren, moderne Betriebsführung und -grösse, empfahlen die «Bevölkerungsexplosion» zu bekämp-

fen oder traditionelle ländliche Mentalitäten durch Verhaltenssteuerung und Informationskampagnen zu verändern. Eindrucksvoll rekonstruiert Hartmann die Abfolge sozialwissenschaftlicher Theoriemoden, die sich unter dem Schirm einer übergreifenden Fortschritts-, dann Modernisierungstheorie als das entwicklungspolitische Schlüsselwissen anboten und zumeist auch kurzzeitig vermarkten konnten. Überzeugend zeichnet das Buch die Geschichte immer wiederkehrender Enttäuschungen und Fehleinschätzungen eines sozialwissenschaftlichen Expertentums westlicher Provenienz nach, das sich im Besitz der richtigen Lösungen wähnt und schmerzlich die Informationsdefizite der türkischen Seite, die Unzugänglichkeit der Untersuchungsobjekte und die mangelnde Kooperationsbereitschaft der staatlichen Stellen konstatiert.

Soweit liest sich diese Studie als eine gelungene Fallstudie über die Geschichte internationaler Expertise im politisch-diplomatischen Kontext des kalten Kriegs, der europäischen Integration und der internationalen Entwicklungsorganisationen. Sie ergänzt Studien, die sich auf die Produktionszentren dieses Wissens und dessen internationale Zirkulationskanäle konzentrieren und sie steht in einer Reihe mit weiteren Fallstudien zu dem Transfer solchen Wissens in Länder Asiens oder Afrikas.

Die Grenzen eines solchen transnationalen Ansatzes werden für den Leser schmerzlich spürbar, wenn er kein Türkeiexperte ist, nicht im Sinne der Hauptakteure dieses Buchs, sondern als Kenner der Geschichte der modernen Türkei, ihrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung von den Anfängen des Kemalismus bis zum Militärputsch 1980. Die chronologische Darstellung des vielfältigen Quellenmaterials verhindert, dass Entwicklungen und Strukturbildungen mittlerer und längerer Dauer für den Leser greif-

bar werden. Weder der Kemalismus noch sein Gegenspieler in Gestalt der konservativen Parteien Menderes' und Demirels werden genauer vorgestellt, schwerer wiegt, dass weder ihre Vorstellungen vom «anatolischen Dorf» noch ihre konkreten Verbindungen in die sich verändernden dörflichen Gesellschaften des Landes zwischen 1930 und 1980 sichtbar gemacht werden. Leider erfahren wir nichts über drei zentrale «Broker» dieser Dorfgesellschaften in Zeiten dynamischen Wandels: die Dorfschullehrer, die Dorfhonoratioren (*agas* und andere) sowie die Imame. Gleiches gilt trotz immer wieder eingestreuter Hinweise für die politische Ökonomie und die regionale Geografie der türkischen Agrarwirtschaft und der anatolischen Dorfgesellschaften (im Plural!). Auch die dramatische Geschichte der türkisch-kurdischen Konflikte zwischen den späten 1920er- und den 1980er-Jahren kommt nicht zur Sprache, ein Umstand, der angesichts der türkisch-nationalistischen Negierung dieses Konflikts keineswegs selbstverständlich ist und angesichts der Auswahl geografischer Fallstudien aus dem südöstlichen Staatsgebiet der Türkei auch inhaltlich zu Lücken führt. Ähnliches gilt für die Rolle des Militärs, deren Putsche tiefgreifende Spuren in der internationalen Expertise hinterlassen haben, aber deren Hintergründe ebenfalls ausgeklammert werden. Solche strukturgeschichtlichen Einblicke lassen sich kaum ohne Zugeständnisse an das nationalgeschichtliche Paradigma gewinnen. Aber um es deutlich zu formulieren: Es wäre lächerlich, dem Autor vorzuwerfen, seine Story auf «nur» 400 Seiten darzustellen. Daraus resultiert dann aber ein sehr ernsthaftes methodisches und darstellerisches Problem: Wie lassen sich strukturgeschichtliche Überblicke (zum Beispiel auf der Grundlage der vielen türkischen Studien und sozialwissenschaftlicher Daten – bei aller quellenbasierten Kritik an deren Genese) und die

ereigniszentrierte Verflechtungsgeschichte des internationalen Wissens zusammenspannen?

Diese Hinweise sollen auf ein Dilemma aufmerksam machen, in das die internationale und die globale Geschichte zusehends gerät: Die intellektuelle Herausforderung liegt darin, jenseits der üblichen Orte und Akteure weltweiter Vernetzungen in den westlichen (und östlichen) Metropolen den Spuren des Zusammenrückens der Welt nachzugehen. Dabei geht es auch darum, den unterschiedlichen Perspektiven gerecht zu werden, welche die Beteiligten und Betroffenen einnahmen, die fernab der Zentren mit ihnen fremden Wissensangeboten und Verhaltenszumutungen konfrontiert wurden. Bei der Suche nach dem anderen Ende der grenzüberschreitenden Vernetzungen, nämlich in den Dörfern (der Türkei, aber ebenso gut: Kenias oder Irlands), bei deren Bewohnerinnen und Bewohner, kommt man an den nationalgeschichtlichen Prägekräften und ihren Akteuren nicht vorbei, genauso wenig wie an den lokalen beziehungsweise regionalen Strukturen. Die Kombination von Mikrogeschichte (der Schauplätze und Akteure solchen Wissenstransfers in den jeweiligen Sozialräumen mit ihren spezifischen kulturellen, religiösen Prägungen) und internationaler Geschichte (der Organisationen und Ideen sowie Diskurse der grenzüberschreitenden Verbindungen) wäre eine mögliche methodische Antwort. Aber auch eine für globale Vernetzungen sensible nationalgeschichtliche Perspektive könnte weiterhelfen: Wie passten sich die verschiedenen Fraktionen der politischen Elite der Türkei den internationalen Vernetzungen und machtpolitischen Grosswetterlagen an? Welche eigenständigen Konzepte entwickelten sie in Kenntnis oder Ignoranz der internationalen sozialwissenschaftlichen Expertise für das «anatolische Dorf»?

Beide Optionen sind aber enorm arbeits- und zeitaufwendig und welcher akademi-

sche Preis stünde ausserhalb der Türkei bereit, diesen Forschungsaufwand zu würdigen? Stellen für türkische Geschichte sind äusserst selten und selbst die Area Studies wären kein sicherer Ort für eine weitere wissenschaftliche Karriere.

Die internationale Geschichte wie die Wissensgeschichte stehen an einem Scheideweg: Entweder gehen sie weiter den Weg hin zu den verborgeneren Orten weltweiter Verbindungen und zu den vielfältigen Formen eines «Meinungswissens» über die «globale» soziale Welt bei den unterschiedlichen Akteuren jenseits der Macht- und Wissensmetropolen oder sie folgen den Pfaden einer älteren internationalen Geschichte beziehungsweise Wissenschaftsgeschichte grenzüberschreitender Akteure und Milieus der Metropolen. Die zweite Option hat das Erbe einer liberalen Empire-Geschichte und Diplomatiegeschichte im Fach angetreten und sie ist auf dem Weg in Zeiten primär digital verfügbarer Archivalien zum neuen Standard einer metropolenzentrierten Globalgeschichte zu werden: sie erbt leider auch die methodischen und konzeptionellen Grenzen ihrer Vorgänger. Die erste Option ist vermutlich arbeitsaufwendiger: sie setzt voraus, dass hinreichende Sprach- und Sachkenntnis zu den entsprechenden Untersuchungsräumen erworben und vermittelt werden, stellt damit aber erneut die Frage nach realistischen Möglichkeiten, wie die Geschichtsforschung ganz verschiedener Weltregionen in Zukunft verknüpft werden könnte. Aus Sicht des Rezensenten bedarf es auch einer kritischen sozialgeschichtlichen Fundierung solcher Studien zu Kultur- und Sprachgrenzen überschreitenden Verbindungen, um den heute so zahlreichen Varianten kulturidentitärer Modelle in unserer globalisierten Gegenwart intellektuellen Widerpart bieten zu können.

Lutz Raphael (Universität Trier)

Ruth Ammann
Berufung zum Engagement?
 Die Genossenschafterin und religiöse
 Sozialistin Dora Staudinger
 (1886–1964)

Basel, Schwabe, 2020, 440 S., Fr. 59.–

Die Autorin Ruth Ammann zeichnet die Wege der «linken, feministischen, religiösen, pazifistischen Aktivistin Dora Staudinger» nach. Als methodische Herangehensweise wählt sie die biographische Narration, um Staudingers feministisches Engagement sichtbar zu machen. Ammann beschränkt sich dabei auf den Lebensabschnitt zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und dem Ende der 1920er-Jahre, da für diesen Zeitraum die Hauptquellen zu finden sind und fokussiert damit Staudingers Leben bis zu ihrem fünfzigsten Lebensjahr. Diese Vorgehensweise erlaubt auch «Rückschlüsse auf die Bedingtheiten politischer Interventionen von Frauen allgemein in dieser Zeit: Woran hatten sie sich abzuarbeiten? Welche Grenzen und Räume waren ihnen beschieden, bzw. wer schuf solche Grenzen und Räume, unter welchen Umständen, und wie konnten Frauen darauf reagieren?» (17) Als Hauptquellen benutzt die Autorin die Tagebücher, Briefe und Publikationen von Staudinger. Sie wurden von Klara Kaufmann, Staudingers Tochter, zusammengetragen. 1988 verfasste Kaufmann ausserdem eine Biografie, die diesem Buch auch als Grundlage diente. Ammann orientiert sich beim Aufbau der Arbeit an «diesen Formen von Staudingers Schreiben».

Die Autorin dokumentiert in den Kapiteln 2–4 drei Lebensphasen von Dora Staudinger. In Kapitel 2, das die Zeitspanne von 1906 bis 1912 umfasst, wird dargelegt, wer Staudinger war, woher sie stammte und in welches Milieu sie als Pfarrtochter 1906 mit der Heirat mit dem Naturwissenschaftler Hermann Staudinger kam.

Ammann umschreibt diese Zeit als «Geografien des Weiblichen» (62). Nach dem Umzug von Karlsruhe nach Zürich folgte eine Zeit (1912–1922), in der Staudinger viel publizierte. Sie engagierte sich für genossenschaftliche, religiös-sozialistische, feministische, friedens- und sozialpolitische Anliegen. Die Zeit wurde stark durch den Ersten Weltkrieg mitgeprägt. Im Kapitel 3 schliesslich, der dritten Lebensphase (1923–1929), skizziert Ammann anhand Staudingers Tagebuch das Ende der Ehe von Dora und Hermann Staudinger und die damit verbundenen Veränderungen.

Ammann geht in ihrer Dissertation einem Konflikt nach, der Staudinger in ihrem Selbstverständnis und ihrer politischen Arbeit stark prägte. Dieser Konflikt erstreckte sich von 1900 bis Ende der 1920er-Jahre. Staudinger umschreibt ihn 1912 in ihrem Tagebuch mit folgenden Worten: «Es ist halt die grosse Sehnsucht nach mehr Vervollkommnung, der Konflikt zwischen dieser Sehnsucht und der Notwendigkeit.» Die Autorin arbeitet die Rahmenbedingungen für diese Auseinandersetzung heraus. Ein starker Kontrast bestand zwischen Staudingers Leben, wie sie es als Tochter einer Pfarrfamilie kannte, und dem Leben, das sie mit ihrem Ehemann führen sollte. Damit lässt sich die Reibung zwischen der Notwendigkeit und der Sehnsucht erklären. Es handelt sich dabei um das Aufeinanderprallen von Normvorstellungen zweier verschiedener bildungsbürgerlicher Milieus. Während die Pfarrfamilie Förster (Mädchenname von Dora Staudinger) für «eine religiös gebundene, auf die Tradition der Hausökonomie verweisende Gemeinschaft» stand, verkörperte die Familie Staudinger «ein säkularisiertes Milieu» (354). Damit bestand bei der Pfarrfamilie keine strikte Trennung zwischen öffentlich und privat. Die Arbeit der Frau war ökonomisch bedeutsam und blieb öffentlich sichtbar. Im

säkularisierten Milieu hingegen sollte eine scharfe Trennung zwischen privater und öffentlicher Sphäre bestehen, in dem der Broterwerb und der soziale Status der Familie vom Mann abhängig waren. Diese Auffassung widersprach aber dem Selbstverständnis von Dora Staudinger in Bezug auf ihr öffentliches Engagement. Sie widersetzte sich deshalb auch ihrem Ehemann, was schliesslich zur Scheidung führte. Die «kameradschaftliche Ehe», die Dora Staudinger vorschwebte, war für Hermann Staudinger nicht praktikabel. Ihm schwebte eine Wissenschaftlerehe vor, in der die Frau ihn in seiner Naturwissenschaft vollumfänglich unterstützte und nicht noch eigene Wege ging. Während der Ehe mit Hermann Staudinger pflegte Dora Staudinger Freundschaften mit Clara und Leonhard Ragaz. Als Abolitionistin und religiöse Sozialistin stand ihr Clara Ragaz sehr nahe. Beide verbanden Religiosität, Feminismus und Arbeiterinnenkampf und beide nahmen für gleichgesinnte Kreise eine wichtige Rolle als Gastgeberinnen ein. Gemeinsam pflegten sie ein Engagement bei der Gründung der Zentralstelle Frauenhilfe in einem «politisch heterogenen Kreis von Frauenorganisationen» (356). Dort bauten gemeinnützige, bildungspolitische Frauenstimmrechts- und Genossenschaftsfrauen gemeinsam Initiativen und Infrastrukturen auf. Mit Leonhard Ragaz verband Dora Staudinger der religiöse Sozialismus. In diesen Kreisen stand die Gemeinschaftsbildung im Zentrum. Dora Staudingers Überlegungen zu einem «gemeinwirtschaftlich bzw. genossenschaftlich organisierten Sozialismus» wurden ab 1916 zu einem wichtigen Fundament der Bewegung. Innerhalb der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz konnten sich die religiösen SozialistInnen während der Zeit des Landesstreiks und der Spaltung der Linken zwischen 1918 und 1921 in einigen Fragen durchsetzen, etwa in der Frage

der Dritten Internationalen, des Völkerbunds oder des Pazifismus. In dieser Zeit fing Dora Staudinger auch an, in der Zeitschrift *Neue Wege* zu publizieren. Theologisch-spirituelle Fragen standen im Zentrum ihres Schreibens. Interessant ist, dass in der Ehe von Clara und Leonhard Ragaz Clara das Veröffentlichen von Texten in den *Neuen Wegen* ihrem Ehemann überliess. Ruth Amman stellt dazu die These auf, dass diese Zweiteilung einer Wissenschaftlerehe entsprach und somit dem Lebensentwurf von Staudingers Ehemann. Bezeichnenderweise distanzierte sich Leonhard Ragaz nach der Trennung des Ehepaars Staudinger von Dora.

Dora Staudinger war Expertin für Genossenschaftsfragen. Auch nach ihrem Umzug von Karlsruhe in die Schweiz bestimmte ihre «genossenschaftliche Sichtweise ihr Engagement in der Frauen-, der Friedens- und der religiös-sozialen Bewegung». 1913 gründete sie eine Frauenkommission im Lebensmittelverein Zürich LVZ. Das löste eine Gründungswelle von Frauenkommissionen in den Konsumvereinen aus, die sich dank ihrer Hilfe national und international vernetzten. Staudinger verstand es, in ihren Publikationen, die in der Presse der Arbeiterinnen, der bürgerlichen Frauenbewegung und der religiös-sozialistischen Bewegung erschienen, die Genossenschaften als gleichermassen klassenverbindend und kämpferisch darzustellen. Sie propagierte die Genossenschaften als Ort der Organisation von Frauen als Hausfrauen und Mieterinnen, als Ehefrauen und Mütter. Der politische Charakter in der LVZ verlor sich aber in den Krisenjahren der 1920er-Jahre, da die Frauen der Frauenkommission durch die männliche Leitung vermehrt für kleine, undankbare Aufgaben einbezogen wurden, wie die Dekoration des internationalen Genossenschaftstages. 1922 gründete Dora Staudinger die Mieterversammlung, um Mieterinnen und

Mieter zu Genossenschafterinnen und Genossenschafter zu erziehen. Die allgemeine Baugenossenschaft Zürich ABZ, deren Politik sie mitgestaltete, führte neben diesen Versammlungen auch disziplinierende Massnahmen wie Wohnungsinspektionen ein. Dadurch wurden die «Räume des gegenseitigen Austauschs» in «Räume sozialer Kontrolle» verwandelt, eine Tendenz, die Staudinger missbilligte. Ausserdem gab die ABZ ihren Anspruch auf Solidarität mit armutsbetroffenen Mieterinnen und Mietern auf. Es kamen nur noch Personen zum Zug, die sich selbst finanzieren konnten. Dadurch waren kinderreiche Familien und ärmere Mieterinnen und Mieter auf die städtische Wohnungsfürsorge angewiesen. Dora Staudinger sah auch diese als disziplinierend an. Sie engagierte sich ab 1925 als Sekretärin des Vereins für Mütter- und Säuglingsheime. Insbesondere dort nahm sie wieder starke Tendenzen von Disziplinierung wahr. Diese bestärkten sie in ihrer Auffassung, die Behörden würden die betroffenen Frauen als «liederliche» Personen betrachten. Frauen, denen sie in ihrer sozialen Arbeit begegnete, nahm Dora Staudinger mit in ihre Frauengruppe im Zürcher Quartier Oberstrass. Dort war Bildung, nicht Disziplinierung vorherrschend. Dora Staudinger verband soziale Arbeit mit Bildung und Gemeinschaftsbildung.

Wie bereits erwähnt, spielte Dora Staudinger eine wichtige Rolle in der Frauen-, der Friedens-, der Genossenschaftsbewegung, in der Gemeinschaftsbildung der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten und in der sozialen Arbeit. Damit gelang es ihr, politische Räume für Personen, die sonst nicht als politische Subjekte wahrgenommen wurden, zu eröffnen, so zum Beispiel für Hausfrauen, Arbeiterinnen, ledige Mütter und Väter, Mieterinnen und Mieter, Verkäuferinnen, Konsumentinnen. Die Autorin sieht darin möglicherweise

den Hauptverdienst von Staudingers Arbeit: die Begründung politischer Räume, «in denen neue politische Subjektivitäten» entstehen konnten. Mit ihrem Engagement konnte Dora Staudinger einen «Kontrapunkt» setzen zur «Marginalisierung von Frauen in der Genossenschaftsbewegung und zur Verwaltung und Disziplinierung von armen Frauen und Familien durch Fürsorge und kommunale Behörden» (364).

Die Autorin Ruth Ammann argumentiert in ihrer Dissertation sehr schlüssig und arbeitet ihre Thesen anschaulich und nachvollziehbar heraus. Das Buch gibt einen vertieften Blick in die Quellen, ohne sich in einer Überfülle von Einzelheiten zu verlieren. Mit ihrem angenehm zu lesenden Werk legt sie nicht nur die Würdigung einer in der allgemeinen Öffentlichkeit eher wenig bekannten Pionierin der schweizerischen Genossenschaftsbewegung vor, sondern erlaubt auch einen fundierten Blick auf verschiedene Aspekte der Geschichte jener Bewegung, die häufig noch wenig Beachtung findet. Insbesondere das Zusammenspiel von christlich und sozialistisch geprägter Ethik, dass sich gleichsam exemplarisch in Dora Staudingers Leben und Schaffen wiederfindet, macht diese Dissertation über das Interesse an der Protagonistin hinaus lesenswert.

Ildikó Kovács (Bern)

Cyril Cordoba
Au-delà du rideau de bambou
 Relations culturelles et amitiés
 politiques sino-suisse (1949–1989)

Neuchâtel, Alphil, 2020, 428 S., Fr. 39.– (Print) / Open Access (E-Book)

Während heute mehr denn je über den Einfluss Chinas in der Welt diskutiert wird, blickt Cyril Cordoba in *Au-delà du*

rideau de bambou auf eine Vorgeschichte dieser Einflussnahme. Am Beispiel der Schweiz analysiert er, wie die Volksrepublik während des kalten Krieges mithilfe von Freundschaftsgesellschaften ihren kulturellen und politischen Einfluss in der Schweiz zu entwickeln versuchte. Das Buch betrachtet dabei die Einflussnahme nicht isoliert, sondern als Teil der chinesisch-schweizerischen Beziehungen auf staatlicher und zivilgesellschaftlicher Ebene sowie als Teil eines globalen Zusammenhangs prochinesischer Bewegungen. Als offiziell neutrales Land, das aber dem kapitalistischen Lager zuneigte, ist die Schweiz eine interessante Fallstudie, um grössere transnationale Zusammenhänge zu beleuchten. Durch die Kombination mikrohistorischer Analysen und globalhistorischer Fragen gelingt es dem Buch, die übliche Einteilung in lokale und globale Kontexte aufzuheben. Deshalb dürfte dieses nicht nur für Expert:innen der Schweizer Zeitgeschichte interessant sein, sondern schliesst gleich an mehrere Forschungsfelder transnationaler Geschichtsschreibung an.

Das europäische Chinabild ist insbesondere im Zusammenhang mit orientalistischen und kolonialrassistischen Vorstellungswelten untersucht worden. Das Buch knüpft an diese Forschung an, fragt aber auch, wie der chinesisch-schweizerische Austausch das Chinabild beeinflusste. Cordoba unterstreicht dadurch die Handlungsmacht der chinesischen Regierung und die zuletzt häufig herausgearbeitete Permeabilität der Blöcke im kalten Krieg. Ausserdem knüpft der Autor an Diskussionen über den globalen Maoismus an. Er fügt den vielen Fallstudien, die meistens über einzelne Länder gemacht worden sind, nicht nur die Schweiz als weiteres Beispiel hinzu. Vielmehr verkompliziert er bisherige Vorstellungen der Beziehung von europäischen prochinesischen Gruppen und China durch eine Vielzahl erst-

mals gelesener Quellen und einen weiteren Untersuchungszeitraum.

Die Vielzahl der untersuchten Primärquellen ist eine grosse Stärke und erlaubt einen multiperspektivischen Ansatz, wie er bisher für die Geschichte europäischer Chinabeziehungen nicht existiert hat. Mithilfe von staatlichen Archiven werden das Denken und Handeln staatlicher Akteure nachvollzogen. Die Archive einzelner prochinesischer Organisationen und Polizeiarchive geben Einblicke in diese Organisationen und die Reaktionen des Schweizer Staates auf sie. Durch vielzählige Egodokumente und Interviews werden dazu auch persönliche und lokale Seiten ausgeleuchtet. Um den Schweizer Fall globalhistorisch zu verorten, zieht der Autor auch Quellen prochinesischer Organisationen aus anderen Ländern heran.

Der erste Teil des Buches konzentriert sich auf die staatlichen Akteure. Auch wenn dieser Teil, wie der Autor eingesteht, aufgrund der geschlossenen Archive in China einen einseitigen Blick auf dessen Geschichte wirft, so bietet er interessante Erkenntnisse. Trotz der offiziellen Neutralität im kalten Krieg war die Schweizer Aussenpolitik stark von antikommunistischem Denken geprägt. Die Schweizer Diplomaten (hier ist die männliche Form durchaus angebracht) hielten ganz bewusst aus antikommunistischen Ressentiments Abstand zur Kulturszene in China. Bis in die 1980er-Jahren hielt sich die Annahme, dass aufgrund der Politisierung der Kunst in China, diese weder kreativ noch innovativ sein könne. Erst in den 1980er-Jahren änderte sich das Bild langsam. Zunehmend geleitet von wirtschaftlichem Interesse begann das Aussenministerium das Engagement einzelner Kreativer, beispielsweise des Architekten Werner Blaser, zu fördern. Grundlage war für den Schweizer Staat das sichere Gefühl, dass Blaser kein Kommunist war. Es war diese Vernachlässigung von Kulturpolitik durch die Schweizer

Diplomatie, die die Freundschaftsgesellschaften stärkten. So kamen beispielsweise bis in die 1980er-Jahren die meisten Musiker:innen über diese Freundschaftsgesellschaften nach China und nicht über den Staat. Gleichzeitig war der zunehmende Kulturaustausch auch weiter von kolonialen Vorstellungen geprägt. Im Falle der Förderung von Orchesterreisen wurde klassische Musik als universelle Kunst der Welt verstanden. Trotz der grundsätzlichen Skepsis des Schweizer Staates gegenüber Kulturaustauschprogrammen beschreibt Cordoba auch immer wieder Ausnahmen. Diese zeigen, dass beide Seiten, China und die Schweiz, Kultur gezielt als Mittel ihrer Aussenpolitik nutzten.

Im zweiten Teil des Buches widmet sich der Autor den Freundschaftsgesellschaften. Er beginnt mit der Gründungsphase derselben in den 1950er-Jahren. Die Mitglieder unterstützten zumeist das neue politische System in China, andere wollten allein die chinesische Kultur in der Schweiz bekannter machen. Die Presse deutete die von den Gesellschaften organisierten Reisen häufig in ähnlichen antikommunistischen Mustern wie staatliche Institutionen. Die Reisenden, zu dem Zeitpunkt vor allem Künstler:innen, wurden nach ihrer Rückkehr zum Teil sogar boykottiert. Von Beginn an wurden die Freundschaftsgesellschaften ausserdem von der Polizei überwacht. Die dabei entstandenen Polizeiakten verraten viel Neues über die Beziehung zwischen prochinesische Gruppen, den Überwachungsbehörden und der Volksrepublik China. Beispielsweise geben die Akten der Schweizer Bundespolizei darüber Auskunft, wie viele Ausgaben der 1963 vom französischen Rechtsanwalt Jacques Vergès initiierten prochinesischen Zeitschrift *Révolution* die chinesische Regierung zur Unterstützung abkaufte. Diese Erkenntnisse lassen es vielversprechend erscheinen, die bereits existierende Litera-

tur über prochinesische Bewegungen auch in anderen europäischen Ländern mithilfe der selten herangezogenen Polizeiakten zu untersuchen.

In der Dekade vor dem Tod Maos 1976, die der Autor als Mao-Jahre bezeichnet, entstanden in der Schweiz wie in vielen europäischen Ländern politische, maoistische Gruppen. In den 1970er-Jahren übernahm die offiziell von China anerkannte marxistische-leninistische Kommunistische Partei der Schweiz (PCS/ml) die Kontrolle über die Freundschaftsgesellschaften. Die Freundschaftsgesellschaften waren die wichtigste Unterorganisation der Partei und trugen wesentlich zur Rekrutierung neuer Mitglieder bei. Für die Freundschaftsorganisationen wurde dadurch ideologische Nähe zur Volksrepublik wichtiger als die Expertise über die chinesische Kultur.

Anders als in anderen Ländern bedeutete das Ende des politischen Maoismus nach Maos Tod kein Ende der Freundschaftsgesellschaften. Vielmehr griffen die wirtschaftliche Öffnung in China, die zunehmende Annäherung der Schweizer Wirtschaft und Politik an China und das Ende des politischen Maoismus in der Schweiz ineinander und führten zu einer Umorientierung. Die Freundschaftsgesellschaften sprachen nun zunehmend Entscheidungsträger:innen aus Politik und Wirtschaft an und organisierten unter anderem Chinareisen für Abgeordnete und Unternehmer:innen. Trotz dieser Abkehr vom politischen Maoismus sahen sich die Gesellschaften weiter in der Pflicht, das vermeintlich negative Chinabild in der Schweizer Öffentlichkeit zu korrigieren, und stritten die Menschenrechtsverletzungen der chinesischen Regierung ab. Auch die Instrumente, insbesondere Reisen, Filmvorführungen, Konferenzen und Publikationen, blieben die gleichen. Erst das Massaker 1989 in Beijing und die globale Reaktion darauf führten zum Bruch

der Freundschaftsgesellschaften mit der Regierung in China. Diese Kontinuitäten erweitern die Perspektive der Forschung, die sich in Europa sonst vor allem auf die sogenannten Mao-Jahre konzentriert hat. Der dritte Teil untersucht einzelne Aspekte der politischen Kultur der Freundschaftsgesellschaften genauer. Durch die Analyse der Publikationen, der Chinareisen und der Rolle der Autorin Han Suyin wird ein klientelistisches Anreizsystem sichtbar, das die andauernde Loyalität erklärt. Wer die Positionen der chinesischen Regierung mitrug, durfte in das abgeschottete China reisen, konnte umsonst Publikationen aus China beziehen, mit Gewinn weiterverkaufen und darauf hoffen, in den Auslandmedien der Volksrepublik zitiert zu werden. Zum Teil passten die Mitglieder ihre Sprache dem Duktus aus Beijing an, um ihre Chancen zu erhöhen, zitiert zu werden. Das Argument überzeugt insbesondere, weil es sowohl in den Polizeiakten, den Publikationen, Reiseberichte und Selbstzeugnissen sichtbar wird. Genau deshalb wäre es spannend gewesen, ebendiese multiperspektivische Analyse auch heranzuziehen, um die wechselnden ideologischen Bezugsrahmen genauer zu erklären und insbesondere die Auseinandersetzung mit der Forschung zum globalen Mao-Boom zwischen 1966 und 1976 zu suchen. So bleibt diese Aufgabe anderen überlassen – denn das Buch dürfte auch für andere Fallstudien zur Referenz werden. Es leistet über die Schweiz hinaus einen wertvollen Beitrag zum Verständnis chinesischer Auslandspropaganda. Während in der Literatur prochinesische Gruppen aus europäischer Perspektive häufig als von irrational qualifizierten Vorstellungswelten geleitet erklärt werden, rückt Cordoba die chinesische Regierung als zentralen Akteur in den Mittelpunkt.

Christian Jacobs (Berlin)

Jon Mathieu
Zeit und Zeitperzeption
 Beiträge zur interdisziplinären
 Debatte

Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, 129 S.,
 € 20,-, Open Access (E-Book)

Aus den Beiträgen zur historischen Zeitlichkeit, die in den letzten Jahren erschienen sind (von François Hartog, Achim Landwehr, Vanessa Ogle und anderen), sticht der Band von Jon Mathieu durch seine Zugangsweise hervor. Nicht am theoretischen Wurf ist ihm gelegen, sondern an der vielschichtigen Exploration. Zeit, als die «unvermeidliche Hintergrundproblematik» (8) der historischen Wissenschaften, wird weniger auf den Begriff gebracht, als in ihren Forschungsimplicationen anschaulich gemacht. Nicht die Eigenart der (historischen) Zeit selbst, wie sie sich ergibt, was sie ausmacht und warum sie die Forschung immer wieder umtreibt, ist das zentrale Interesse. Zwar lässt sich Mathieu auf eine grosse Frage ein, er bringt aber unablässig kleine Beobachtungen und empirische Details bei, die das Gewicht seines Themas in Balance halten. Er widmet sich kultur-, begriffs- und mikrogeschichtlicher Forschung, um seinen Gegenstand zu substantiieren. Er bringt diese verschiedenen Ansätze ins Gespräch, um die Frage nach der Zeit in überraschende Richtungen zu lenken. Und er rekapituliert Theoriediskussion, um auch die entsprechenden Debatten zu historisieren. Diese eklektische Anlage ist nur schon dem Umstand geschuldet, dass Mathieu kein eigentlich neues Werk vorgelegt hat. Das schmale Buch umfasst vier über die letzten zwanzig Jahre bereits erschienene Aufsätze, ergänzt um einen erstmals publizierten Aufsatz und um ein Gespräch mit dem Historiker Lucian Hölscher. So ist der Band auch ein Rückblick auf eine Forscherkarriere; es hat sich also nochmal

eine eigene Temporalität darin niedergeschlagen. Die Relektüren, die sich damit eröffnen, sind ergiebig, wie im Folgenden anhand von zwei Beiträgen näher dargelegt werden soll.

Ein erstes Beispiel bietet ein im Jahr 2000 erschienener Aufsatz (*Synthese und Indiz. Zwei Arten von Kulturgeschichte*), der zwei entgegengesetzte Forschungsstrategien ins Verhältnis setzt. Auf der einen Seite steht hier Norbert Elias, der die Entwicklung der Manieren in der europäischen Moderne auf den Begriff einer pazifizierenden Selbstkontrolle brachte; eine klassische These mit «hohe[m] Allgemeinheitsanspruch», der überdies eine wechselvolle Rezeptionsgeschichte zukommt. Auf der anderen Seite steht eine Studie von David W. Sabeau, die anhand unscheinbarer Zeichen in der frühneuzeitlichen bürokratischen Prosa die Expansion eines Verunreinigungsdiskurses nachweist. Ab dem 16. Jahrhundert, so Sabeau, wurden in süddeutschen Amtsstuben die Entschuldigungsformeln *c[um] v[enia]* und *s[alva] v[enia]* gebräuchlich, um, wann immer es um die Erwähnung bäuerlicher, tierischer oder auch menschlich-körperlicher Sachverhalte ging, den eigentlichen Worten eine Geste der Distanznahme vorzuschicken. Dieses Argument erweitert Mathieu durch regionale Befunde aus dem Gebiet der Schweiz, wo sich vergleichbare Trends anhand verwandter Formeln wie *salvo honore*, *reverenter* (mit Verlaub zu sagen) oder *salva referentia* belegen lassen, einschliesslich einiger vernakularer Varianten, die ihrerseits wieder in Verballhornungen ausschlugen.

Die beiden Forscher stehen für zwei Zugangsweisen: eine, die auf Synthesen zielt, und eine, die sich von Indizien leiten lässt. Für deren Verhältnis ist nun entscheidend, dass sich erst auf dem Weg über die Mikroanalyse auf die Kräftefelder schliessen lässt, die entsprechende Sprachregelungen beziehungsweise Sub-

jektivierungen soziopolitisch kalibrieren. Im Graubündner Münstertal ergibt sich so der Befund einer männlichen Ehrengemeinschaft, die sich auf dem Dorfplatz anerkennend zunickt, wenn die Rede auf die «salvonur Ochsen», Kühe, Schweine oder Ziegen kommt. Für die württembergischen Amtsstuben zeichnet sich eine Schicht von Bildungsaufsteigern ab, die sich nach oben geflissentlich-lateinisch verbeugen und nach unten indigniert abgrenzen. Diese Typologie mag auf den ersten Blick einem helvetisch-chauvinistischen Vorurteil entsprechen. Sie liesse sich aber, wie der Variantenreichtum von Sprachregelungen dieser Art nahelegt, leicht erweitern und auf andere Gebiete ausdehnen. Dem national stilisierten Stereotyp – hier die autochthon-egalitäre (männliche) Eidgenossenschaft, dort der hierarchische deutsche Verwaltungsstaat – liegt ein regionaler Pluralismus zugrunde. Der Wert der diskutierten Ansätze liegt also darin, dass sie der «Trenddiskussion» (39) nicht nur ein spezifisches Gepräge verleihen, sondern auch, dass diese Diskussion anhand verschiedener Ausgangslagen immer wieder beginnen kann. Was Mathieu dabei vorführt, ist durchdachte Mikrogeschichte. Die Detailarbeit am Material fügt sich zu Befunden mittlerer Reichweite. Damit lässt sich auf zeitlich (und räumlich) ausgreifende Entwicklungen schliessen, die die Leitfunktion einer übergeordneten These einklammern und mittelbar entbehrlich machen.

Das zweite Beispiel führt in die Debatten zwischen Sozial- und Kulturgeschichte in den 1990er-Jahren. Anhand des amerikanischen Historikers William Sewell jr., dessen Forschung zunächst ins Fach der Soziologie ausgriff und der sich dann der Kulturgeschichte zuwandte, wird ein Kapitel der jüngeren Disziplinengeschichte aufgerollt. Hier entzündete sich das Nachdenken über Zeitlichkeit am klassischen Zusammenhang von Struktur und Ereignis-

nis. Dabei führte Sewell zunächst den Begriff einer «eventful temporality» ein, um jene Stelle zu markieren, an der sich soziologische und historische Interessen überkreuzen. Von Interesse ist nun aber weniger das Konzept selbst, als wie sich dessen Entwicklung in Sewells Schriften nachvollziehen lässt: von einem Konferenzbeitrag (1990) über einen Aufsatz (1996) hin zu einem Buchkapitel (2005) wird aus der «eventful temporality» eine «eventful sociology». Einher geht diese Fortentwicklung mit der Differenzierung von drei Zeitformen: einer teleologischen, einer experimentellen und einer ereignisreichen Zeit. Die ereignisreiche Zeit sei als die historisch ideale, die teleologische aber als die im 19. Jahrhundert soziologisch bestimmende aufzufassen. Die experimentelle wiederum erlaube die Diskussion spezifischer Fragen in der konkreten Forschungsarbeit.

Wohin der Akzent in diesem Dreieck ausschlägt, ist nun, wie Mathieu darlegt, wiederum eine Frage, die Sewell selbst in Kontroversen verwickelte. Dessen Neigung zur Geschichte, die ihn von der strukturellen zur experimentellen Betrachtung brachte und sodann wieder auf die Frage nach der Ereignishaftigkeit zurückkommen liess, trug ihm von soziologischer Seite den Vorwurf ein, dass er die Sozialwissenschaft missbrauche, um eine idealistische, schlimmer noch: eine teleologische Tendenz in die Geschichte «wieder einzuschmuggeln» (87). In der von Mathieu vorgetragenen Form zumindest sieht es nach einem fehlgehenden Vorwurf der Sozialwissenschaft an die Kulturgeschichte aus. Doch hätte man gern noch ein wenig mehr erfahren; etwa wie sich der Vorwurf am jeweiligen Ereignisbegriff brechen liesse. Vielleicht bekäme man auch über die Auffassungen von Empirie einen Fuss in jene Türen, die zwischen Sozial- und Kulturgeschichte in den 1990er-Jahren zugeschlagen wurden.

Dessen ungeachtet bleibt überzeugend, wie Mathieu in pragmatisch offenen Figuren der Rückwendung Grenzgänge zwischen Sozial- und Kulturgeschichte nachzeichnet (einschliesslich Sewells Hang zur Selbsttheroisierung). In der Art und Weise, wie er dabei seinerseits die Argumente ansetzt, blitzt auch die historische Epistemologie auf, die in derselben Übergangsphase Furore machte. So werden nicht nur disziplinäre Wechselwirkungen kenntlich. Vor allem liefert Mathieu Anhaltspunkte, die gegen eine vorschnelle Erledigung der historischen Zeitproblematik sprechen. Ihre temporale Komplexität eilt der wissenschaftlichen Beruhigung voraus und hinkt ihr doch hinterher; sie folgt aus den Bemühungen eines Fachs, dessen Pointe darin besteht, dass es mit einer fröhlichen Verspätung auf den Plan tritt.

Für eine Forschungspraxis, die eingedenk dieser spezifischen Form der Diachronie am historischen Interesse festhält, gibt Mathieu abschliessend drei Empfehlungen ab: Er verweist auf den Indizienwert der Mikroperspektive, er rät zu interdisziplinärer Solidarität und er unterstreicht den reflexiven Wert von Periodisierung. Der letzte Punkt in dieser Reihe ist besonders interessant. Er gerät im Getümmel von Einzelheiten und Zugängen leicht aus dem Blick, sorgt im pluralistischen Fach Geschichte aber für erhebliche Kohäsion. Dass die temporalen Implikationen hierbei ausgeprägt sind, liegt auf der Hand. Bereits 2003 hat Lucian Hölscher in seiner *Neuen Annalistik* eine «mehrpole Geschichtsbetrachtung» angeregt, die «um den Zeitpunkt der betrachtenden Gegenwart ebenso wie um den betrachteten Zeitpunkt der Vergangenheit [kreist]» (Lucian Hölscher, *Neue Annalistik. Umriss einer Theorie der Geschichte*, Göttingen 2003, S. 82). Mathieu schliesst hier unverkennbar an. Während Hölscher aber an den Ereignissen (den Skandierungen der Zeit, wenn man so will) gelegen ist,

hebt Mathieu auf die Dauer ab, auf die Erstreckung einer Periode oder eines Trends. Interessanterweise ist dabei eine noch etwas offenere Skizze entstanden.

Wendelin Brühwiler (Zürich)

Brigitte Ruckstuhl, Elisabeth Ryter
Zwischen Verbot, Befreiung und
Optimierung
Sexualität und Reproduktion in der
Schweiz seit 1750

Lucerne, Interact, 2018, 322 S., Fr. 55.–

L'ouvrage des deux historiennes Brigitte Ruckstuhl et Elisabeth Ryter apporte une vue d'ensemble remarquablement documentée et synthétique de l'histoire des sexualités et des politiques de la reproduction en Suisse depuis 1750. Composé de quinze chapitres organisés chronologiquement dont chacun aborde un thème, les autrices couvrent cette longue histoire des sexualités en Suisse en parvenant en un peu plus de 250 pages à aller à l'essentiel sans sacrifier la finesse d'analyse. Chaque chapitre permet d'identifier «quels acteurs et actrices, institutions, processus et lois» (p. 25) sont au cœur des phénomènes étudiés et une courte conclusion par chapitre permet de mettre en exergue les aspects centraux. En offrant cette synthèse et en traitant de questions dont certaines sont encore peu explorées par l'historiographie, cet ouvrage participe à combler une série de lacunes et offre des perspectives pour de nouvelles recherches.

Dans leur introduction, les deux autrices présentent les principaux angles théoriques adoptés. Elles mobilisent les outils de l'histoire et de la sociologie du genre et des sexualités pour démontrer, d'une façon devenue classique, comment les sexualités sont un construit social dont les valeurs, les normes et les interdits varient au cours du temps. Il s'agit pour

elles d'historiciser les sexualités (les autrices, en adoptant le singulier de «sexualité» plutôt que le pluriel courant peut-être le risque de réifier ce qu'elles cherchent à déessentialiser), tout en s'appuyant sur des analyses incontournables dans ce champs de recherche, celles de Michel Foucault. Ainsi, elles insistent sur l'importance de prendre en compte la manière dont le pouvoir se manifeste. La remise en question de «l'hypothèse répressive» par Foucault donne l'impulsion pour une analyse fine des mécanismes, des actrices et des acteurs et des discours qui participent à la construction des normes ainsi qu'à la production des savoirs sur les sexualités. Les autrices démontrent que non seulement la médecine, mais également la pédagogie, la littérature spécialisée et les structures telles que, à partir de la première moitié du XX^e siècle, les espaces de conseil et d'aide pour les familles, puis le planning familial et enfin l'internet participent de la formation des représentations, normes et valeurs.

Les autrices débutent leur exploration au XVIII^e siècle, identifié par Foucault comme le moment de la mise en place d'un «dispositif de sexualité», qui voit s'installer progressivement un «nouvel ordre sexuel» profondément marqué par l'esprit des Lumières et le développement de la société bourgeoise. Les trois premiers chapitres qui couvrent une période s'étalant environ entre le XVIII^e et le XIX^e, démontrent comment les discours médicaux et juridiques tracent une ligne de démarcation entre les comportements sexuels jugés «normaux» et les «pathologiques». Le XVIII^e est marqué par l'accroissement d'une pensée rationnelle et médicale. Dans un contexte de sécularisation de la morale lié à la dissolution de l'Ancien Régime et au développement de la société bourgeoise, l'onanisme est condamné non plus comme un problème religieux mais psychologique et médi-

cal. L'ordre des genres change également: le mariage devient l'unique lieu légitime de la sexualité, régulé par l'État fédéral dès 1874 (auparavant les Cantons étaient en charge du droit du mariage) et les caractéristiques ainsi que les rôles attribués à chaque sexe se polarisent et se naturalisent. Dans le mouvement de formation de la sexologie, l'ouvrage de 1886 *Psychopathia sexualis* du professeur en psychiatrie de l'Université de Graz Richard von Krafft-Ebing a un impact important en Suisse. L'ouvrage définit les sexualités «déviantes» et les comportements «pervers», qui sont généralement ceux qui s'écartent des buts reproductifs. Ainsi, l'homosexualité acquiert un statut d'inclination innée sans toutefois être pénalisée et est traitée différemment par les codes pénaux en matière sexuelle, punie dans plusieurs cantons alors qu'elle n'est pas même mentionnée par d'autres, dans un contexte européen de réformes des codes pénaux.

Les chapitres quatre à neuf couvrent une période qui s'étale de la fin du XIX^e siècle à la première moitié du XX^e et s'intéressent aux questions d'hygiène, de morale sexuelle et d'eugénisme, ainsi qu'au mouvement de réforme sexuelle. Les maladies vénériennes que sont la syphilis et la gonorrhée prennent de l'importance dans les débats médicaux et publics en lien avec la prostitution. Deux groupes défendant des morales sexuelles différentes s'y intéressent en particulier, d'une part, les autorités sanitaires pour qui les hommes sont seuls autorisés à avoir des relations sexuelles hors mariage et, d'autre part, le mouvement pour le relèvement moral qui défend une morale égale pour les deux sexes en promouvant l'abstinence et qui s'engage contre la prostitution. Le mouvement pour la réforme sexuelle qui encourage une vision positive des sexualités, libérée de la reproduction sur fond d'eugénisme et de

darwinisme social, dans lequel s'inscrit *La question sexuelle* de 1905 d'Auguste Forel, marque la pensée sur les sexualités de la fin du XIX^e et pousse à une réflexion sur le contrôle des naissances et l'avortement avant la Première Guerre mondiale. Vers le milieu des années 1920, des centres de conseils marqués par une pensée eugéniste voient le jour dans plusieurs villes suisses, avant que cette question ne perde de l'importance avec la baisse de la natalité dans les années 1930 et 1940. Le Code pénal nouvellement adopté ne permet l'avortement que dans les cas d'indications médicales. La question de la planification des naissances reprend de la vigueur dans les années 1950 et 1960 dans un contexte de séparation grandissante entre mariage et sexualité, et les moyens de contraception, notamment la pilule dès 1961 transforment les sexualités hétérosexuelles. Rose Reimann-Hunziker ouvre le premier centre de planning familial en 1952 à Bâle, d'autres centres suivent en Suisse alémanique et beaucoup plus tard en Suisse romande, à partir de 1965. Dans la continuité de ce mouvement, des recherches pour comprendre les comportements sexuels sont menées. Les rapports Kinsey démontrent que ceux définis par Krafft-Ebing comme pathologiques sont en fait très répandus.

Les cinq derniers chapitres s'intéressent aux années 1970 jusqu'à aujourd'hui. Dans les années 1970, à la suite du foisonnement de «1968», des mouvements sociaux, dont le nouveau mouvement des femmes, politisent les sexualités et les questions d'autonomie sexuelle, en particulier avec la question de l'avortement, dont l'initiative de 1975 pour la solution des délais est refusée par le peuple en 1977. Le mouvement lesbien fait son apparition, le mouvement gay vit son second souffle après le premier mouvement homosexuel autour de la revue *Der Kreis* dans les années 1940 et 1950 et dans les

années 2010, les personnes trans* et intersexes se mobilisent contre l'hétéronormativité. Les violences à l'égard des femmes et des enfants, notamment les violences sexuelles, commencent à être thématiques dans les années 1970. La majorité sexuelle à 16 ans ainsi que la pénalisation des contacts sexuels entre mineurs sont inscrits dans le Code pénal en matière sexuelle. Dès les années 1980, les représentations des sexualités se transforment sous l'effet du sida, qui modifie les normes en matière de comportements sexuels en promouvant le «*safer sex*». Selon les autrices, le sida a également permis aux hommes gays de parvenir à forger une meilleure acceptation sociale, tout en favorisant le développement général d'une vision de responsabilité individuelle face à la sexualité. En lien avec cette responsabilisation croissante consécutive de la prise de conscience des risques face au sida et aux violences et induite par le droit à l'autodétermination, l'éducation sexuelle dans les contextes scolaire et familial prend une nouvelle importance. Les technologies de procréation médicalement assistées et notamment la procréation in-vitro, dont le premier bébé est issu en Grande-Bretagne en 1978, sont également largement débattues dans les années 1980. La loi de 1998 qui régleme sa pratique en Suisse est restrictive en comparaison internationale, étant uniquement accessible aux couples hétérosexuels mariés. L'ouvrage de Ruckstuhl et Ryter offre enfin une bibliographie fort utile dont on ne peut toutefois que regretter le manque de références romandes. Il faut cependant souligner que l'une des qualités des analyses proposées par cet ouvrage, outre le fait qu'il aborde avec compétence plusieurs domaines encore peu ou pas explorés par l'historiographie et qui mériteraient de nouveaux approfondissements, est qu'elles couvrent l'ensemble de la Suisse et non seulement la Suisse germa-

nophone, tout en situant le pays au sein de processus transnationaux.

Sarah Kiani (Neuchâtel)

Tina Asmussen (Hg.)

Montan-Welten

Alpengeschichte abseits des Pfades

(*Æther*, Nr. 3) Zürich, intercom, 2018, Fr. 15.– / Open Access (E-Book)

Der vorliegende Band der Reihe *Æther, Montan-Welten. Alpengeschichte abseits des Pfades*, stellt die Ergebnisse des Projektseminars *Montan-Welten: Alpengeschichte in der frühen Neuzeit* vor, das im Herbstsemester 2018 von Tina Asmussen an der ETH geleitet wurde. Diese neue Reihe wurde 2017/18 von der Professur für Wissenschaftsgeschichte der ETH in Zusammenarbeit mit dem Intercom-Verlag entwickelt und ist unmittelbar an die universitäre Lehre geknüpft. Damit wird eine eigenständige Plattform für Dozierende und Studierende geschaffen, auf der sie anhand eines konkreten Gegenstands an einer eigenständigen Publikation (online und als Buch) zusammenarbeiten können. Die Veröffentlichung enthält elf Beiträge, davon sieben von den Studierenden, die das Seminar besucht haben, und vier von fortgeschrittenen Forscher*innen. Die am Projektseminar Teilnehmenden, die aus verschiedenen Disziplinen kamen, richteten ihre Aufmerksamkeit auf mannigfache Aspekte des alpinen Natur-, Lebens- und Wirtschaftsraums. Statt dem «Helden-Pfade» (Scheuchzer, Haller, Rousseau, de Saussure) zu folgen, suchten sie nach den «verborgenen Stellen am Rande des Weges», wie Tina Asmussen in ihrer Einleitung erklärt (S. A5). Das Projekt begann im Spätsommer 2018 nicht in den Bergen, sondern in der Ausstellung *Dutch Mountains* im Kunstmuseum Winterthur

und wurde mit unterschiedlichen Forschungsperspektiven fortgesetzt. Der erste Aufsatz von Alina Ragoni untersucht das berühmte Gedicht *Die Alpen* (1732) von Albrecht von Haller (1708–1777) und hebt die besondere Rolle der Wildpflanzen als Vorbild der Gesellschaftsordnung im Gedicht hervor. Danach analysiert Juri Vonwyl die Bedeutung der Rinderhaltung und wie die Rinder die alpine Umwelt aktiv mitgestaltet haben. Im Gegensatz zur Vorstellung einer zeitlosen und archaischen Alpenkultur zeigt der Beitrag *Alpine Nomaden* von Caroline Tanner, wie das Leben Walliser von Bergbauer*innen am Anfang des 20. Jahrhunderts von «nomadischer Mobilität und permanenten Veränderung» geprägt war (S. D1).

Im Kapitel *Gefühlswelten und Gebirgslandschaften* zeichnet Silvia Flubacher auf, welche Rolle die Gefühle der Reisenden beziehungsweise der Naturforscher*innen bei der Entdeckung der Alpen gespielt haben. Während der englische Theologe Thomas Burnet (1635–1715) die Berge als Ruinen untergangener Zivilisationen oder als Warze darstellte, trugen Naturforscher wie Conrad Gessner (1516–1565) und Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) massgeblich zur einer Positivierung der Alpenwahrnehmung bei. Die Berge wurden als wichtiger Bestandteil der göttlichen Schöpfung (auch im Sinne der Physikotheologie) bewundert. Die Faszination der Forscher*innen für das Phänomen des Echos in den Bergen ist das Thema des Beitrags von Joëlle Simmen. Die Longue-durée-Geschichte der Aneignungsversuche dieses akustischen Erlebnisses wird anhand von verschiedenen Beispielen vorgestellt: zuerst Athanasius Kircher (1602–1680), der in seiner *Musurgia universalis* (1650) das Echo ausführlich untersuchte, dann Scheuchzers Fragebogen (1699), wo man Fragen nach der «Widerschallung» (Echo)

auf den Bergen und in den Klüften findet, schliesslich das gegenwärtige Kunstprojekt *EchoTopos*. Dieses Projekt möchte durch einzelne Echopunkte eine Klangkarte der Alpen entwerfen. Der Aufsatz *Bücherberg* von Lukas Rathjen kehrt ins 14. Jahrhundert zurück und analysiert anhand von Petrarcas Besteigung des Mont Ventoux (im Jahr 1336) die Verbindung zwischen Büchern (oder Bücherwissen) und Bergen sowie die Bedeutung der Lesbarkeitsmetapher im Prozess der Erschliessung der alpinen Natur.

Das Blau des Äthers ist auch ein typisch alpines Thema, wie der Artikel von Annina Bogen beweist. Mit seinem «Cyanometer» versuchte der Naturforscher Horace-Bénédict de Saussure (1740–1799) die Intensität der Bläue des Himmels zu messen. Dass der Himmel über dem Berggipfel dunkler wird, erklärte Saussure durch die geringere Luftfeuchtigkeit, die dort vorhanden sei. Im 19. Jahrhundert ist diese Verblauung des Himmels noch auf verschiedenen Skizzen und Gemälden von Bergen und Himmelsstimmungen erkennbar, die William Turner (1775–1851) unter dem Eindruck seiner Alpenreisen malte. Dieses Phänomen passt auch zum Szenario, das Erdwissenschaftler*innen für die Entwicklung der Ozeane vorgesehen haben: die Weltmeere werden eine Intensivierung der Farbe durch den Klimawandel erleben, wie die Autorin hervorhebt.

Der Beitrag von Meike Knittel und Reto Nyfeler untersucht die botanische Erschliessung der Alpen im 18. Jahrhundert. Im Fokus stehen die Forschungstätigkeiten von Johannes Gessner (1709–1790) und seinem Berner Freund Albrecht von Haller (1708–1777), ihre Arbeit zur Schweizer Flora, sowie die Zirkulation von besonders «seltenen» Pflanzen zwischen der alten Eidgenossenschaft und dem Rest Europas. Solche seltenen Pflanzen aus noch kaum untersuchten Regio-

nen (zum Beispiel dem Veltlin) zirkulierten zwischen Zürich und Uppsala, wo Carl von Linné (1707–1778) tätig war. Sascha Müller und Tina Asmussen analysieren die Verwandlung von alpinen Objekten in Alpenprodukte: Ein Beispiel dafür ist das Gletscherwasser oder der Gletscherspiritus, der gegen Fieber, Dysenterie oder Nervenleiden angewendet wurde. Für dieses Arzneimittel warb seit 1758 der Berner Stadtarzt Daniel Langhans (1728–1813), ein Schüler von Haller in Göttingen. Zur Legitimierung der therapeutischen Bedeutung der Gletscher konnte sich Langhans auf die Veröffentlichungen von Johann Jakob Scheuchzer, der das Gletscherwasser als das köstlichste und gesündeste Wasser der Schweiz bezeichnete, wie auch auf das positive Gutachten von Haller stützen. Dieses Heilmittel sollte als alpines Urprodukt gelten, das die Lebensgeister beleben konnte, und es erregte die Neugier nicht nur von Konsument*innen, sondern auch von Medizern und Apothekern.

Im letzten Beitrag untersucht Eva Brugger den (fast imperialistischen) Wettstreit bei der Eroberung von Alpengipfeln im 19. Jahrhundert und dessen Verwandlung in ein Spektakel. Insbesondere richtet die Autorin ihr Augenmerk auf den Fall von Henriette d'Angeville (1794–1871), die es mit ihren Schriften schaffte, die Legende zu verbreiten, als erste Frau den Mont Blanc bestiegen zu haben, obwohl ihr die einheimische Marie Paradis (1778–1839) vorausgegangen war. Brugger stellt auch die Spektakularisierung des Reisens in den Alpen durch Albert Smith (1816–1860) vor, der zwischen 1852 und 1858 sein *Ascent of Mont Blanc* mit grossem Erfolg in der Egyptian Hall in London inszenierte.

Das Buch ist angenehm zu lesen, und das Vorhaben, Dozierende und Studierende in ein Schreibprojekt und in eine eigenständige Produktion einer Veröffentlichung

zu involvieren, ist zweifellos zu begrüßen. Die Rezensentin – und wahrscheinlich auch die Leser und Leserinnen – hätte(n) sich mehr Informationen seitens der Herausgeberin zum Projekt gewünscht. Es wäre beispielsweise interessant gewesen, die Kriterien für die Auswahl der Themen der verschiedenen Artikel zu erfahren oder warum im Heft auch Beiträge von fortgeschrittenen Wissenschaftler*innen veröffentlicht wurden und welche Rolle diese im ursprünglichen Projekt hatten. Die Logik der Reihenfolge der Beiträge wird auch auf den zweiten Blick nicht klar.

Abschliessend kann man jedoch bestätigen, dass das Experiment erfolgreich war und es bleibt zu hoffen, dass an den Universitäten solchen Forschungs- und Schreibwerkstätten mehr Platz eingeräumt wird.

Simona Boscani Leoni (Lausanne & Bern)